HANNS JOHST

Standpunkt und Fortschritt

STALLING
SCHRIFTEN
AN
DIE NATION
BÜCHEREI

Hanns Johst

Standpunkt und Fortschritt

Gerhard Stalling, Oldenburg i. O.

Einband: Walter Tiemann, Leipzig. Innerhalb der Stalling-Bücherei: „Schriften an die Nation“ trägt dieser Band die Nummer 53

Gedruckt und gebunden bei Gerhard Stalling A.-G., Oldenburg i. O

Printed in Germany

Inhalt.

Standpunkt und Fortschritt

Fortschritt ist das Schlagwort für alle Regsamkeit und Beweglichkeit. Fortschritt war die Forderung der menschlichen Gesellschaft, der gesellschaftlichen Menschheit. Ja, Fortschritt gilt mehr als soziale Beweglichkeit, wurde eine Art Glaube oder richtiger ein Aberglaube. Von der französischen Revolution her, von dieser Umwälzung aller Begriffe des Traditionellen bewegte der Fortschritt seine freiheitliche und brüderliche Gleichung. Was sich nicht fortschrittlich bekannte, war rückschrittlich abgegolten.

Voraussetzung für dieses anschauliche Wort Fortschritt: ein Weltbild, in dem die Menschheit ein Herz und eine Seele ist und sich nach den Gesetzen der Vernunft zielstrebig entwickelt. Hinentwickelt in die idealen Gefilde reibungsloser Grenzenlosigkeit, bedingungsloser Allgemeinheit. Aus der Technik, der Mechanik, kurz aus dem konstruktiven Aufbau des industriellen Werdeganges und seiner Überwertung mußte diese Anschauung ganz logisch wachsen. Sie ist ihrer Herkunft nach also anorganisch, sie ist ein gedanklicher Grundriß, sie ist eine gehirnliche Absicht, sie ist ein intellektueller Willensakt.

Intellektueller Willensakt! Wir können nicht oft und eindringlich genug auf das falsche Würfel-

spiel hinweisen, das mit dem Wort „Intellekt" und „Geist" getrieben wird. Unsere Gegner verstehen und vertreten mit der Vokabel „Geist" einen entgegengesetzten Inhalt wie wir. Wir erfassen im Geist einen Wesenszug unserer Natürlichkeit, erfühlen aber auch gleichzeitig in ihm das protestantische Erlebnis der Gnade. Für unsere weltanschaulichen Gegner jedoch ist Geist eine Gleichung für den Begriff Intellekt. Intellekt ist uns aber das unpersönliche Ergebnis von Bildung und formaler Rechthaberei, von äußerlicher Überredungskunst und jüdischer Rabulistik.

Das Leben als Einheit im Persönlichen sowohl als auch als Gesamterscheinung im Volkskörperlichen ist für uns keine intellektuelle Voraussetzung sondern Natur, und in der Natur und ihrem Schöpfungsprozeß ist jeder Wille eine sekundäre Funktion. Das Ursprüngliche ist und bleibt das Leben an sich, das Leben als Eigenart, als Art an sich. Eine Weltanschauung ist immer das Resultat, die Erkenntnis von Vergangenheiten. Sobald sie sich in die Zukunft projiziert, wird sie spekulativ, und ihre Richtigkeit und Beweiskraft verfällt dem Zufall, dem Schicksal und mehr dergleichen Imponderabilien.

Der Fortschritt setzte den industriellen Begriff einer Menschheit voraus. Er konnte es, da er von der Gleichheit, der Brüderlichkeit der Menschen ausging. Mensch ist ihm gleich Mensch. Schwarz oder weiß, das sind unwesentliche Unterschiede, das setzt der voraussetzungslose Fortschritt voraus.

Wer darauf den Akzent seiner Betrachtungen legt, ist rückschrittlich. Rassenmerkmale haben keine Geltung, denn es gibt nur eine Rasse, das ist eben die Menschheit. Zuzugeben wäre, fährt unser Gegner fort, daß die Menschheit durch klimatische Bedingungen Abweichungen von einer genormten Type aufweist, aber nicht diese Unterschiede sind wesentlich, sondern wesentlich ist die Gleichheit!

Die Bildung, das Bildungsgut, das aller Menschheit brüderlich gehört, ist die große Hymne des 19. Jahrhunderts. Die Natur und die Natürlichkeit dagegen sind den Menschen nicht bekömmlich, von ihr muß er sich fortentwickeln, fortschreiten hin zur Zivilisation. Und hier stehen wir zum ersten Male vor den zwei Anschauungswerten: Zivilisation und Kultur, die unsere Gegner gleichfalls wie die Werte Geist und Intellekt ständig gegeneinander ein- und austauschen. Ein für alle Mal: Zivilisation ist das Ergebnis einer intellektuellen Lebensauffassung. Kultur ist das Erlebnis unseres germanischen Geistes und Geisteskampfes. Es gibt nämlich nicht nur einen Existenzkampf, einen Kampf um das tägliche Brot, sondern auch einen Geisteskampf, einen Gewissenskampf, einen Kampf um die Gewißheit der Seele und des Herzens.

Bildung ist unseren Gegnern das gleiche, was im Verkehr von Arbeitnehmer und Arbeitgeber der Lohntarif ist, nämlich Notwendigkeit und soziologisches Bindeglied. Jeder metaphysische Gesichtspunkt war für die physikalische Bedingt-

heit dieser Zeit ein Rückfall in die Dummheit von Naturvölkern, von „Eingeborenen“. Die Aufklärung hatte das große Wort.

Die Wende ist da, der Traum der Menschheit ist am Ende. Der Marschschritt des Fortschritts ist ins Stolpern gekommen und die Kolonnen in ein chaotisches Durcheinander. Das Glück hat sich dem Willenszwang gedanklicher Vorgänge entzogen. Das Glück jener Humanisten, auch Frieden geheißen, ist für uns Menschen des 20. Jahrhunderts eine Utopie. Fortschritt als Selbstzweck erscheint uns als plumpe Mechanik, als Materialismus auf der Ebene metaphysischen Geschehens.

An Stelle des Menschheitsbegriffes tritt für uns das Erlebnis: Volk. Und das Leben sehen wir nicht als eine gepflegte Straße mit dem Richtungspfeiler nach dem Ziele eines allgemeinen Glücks, sondern wir empfinden das Leben an sich als eine Gnade. Ich wähle ein lutherisches Wort mit voller Absichtlichkeit. Denn dieses Wort in seinem magischen Glanz verbittet sich intellektuelle Nähe und zivilisatorische, gottähnliche Aufdringlichkeit. Für uns kennt das Leben zwei Pole: Dank und Pflicht. Dank an Mütter und Väter, denen wir unser Dasein verdanken, und Pflicht, Verpflichtung an die Umrisse, die Grenzen, in denen unser Dasein als Muttersprache und als vaterländisches Erleben statt hat.

Das Land des Vaters, der Grund und Boden der Väter, das Vaterland ist damit als Standpunkt zum erstenmal wieder in seiner symbolischen

Bedeutung genannt. Das Leben ist also keine vernünftige und der Vernunft unterworfene Produktion wie Schuh oder Strumpf, Kerze oder Stuhl, sondern die Tatsache eines jeden Daseins ist und bleibt dem Wunder verhaftet. Dem Wunderbaren, dem jeder Erklärung entrückten, gewaltigen Naturgesetz des Werdens und Vergehens, dem die Welt unterliegt, in die wir eingeboren wurden. Und es ist kein Zufall, wo wir geboren wurden, sondern eine Fügung, und dieser Fügung gehört, wie ich schon sagte, Dank und Pflicht. Bequem ist diese ernste und männliche Anschauung nicht. Und das liegt daran, daß sie einen Standpunkt einnimmt, einen ganz sinnfälligen, wirklichen, konkreten Standpunkt einnimmt.

Die fortschrittliche Gesinnung in ihrer Beweglichkeit, in ihrem ständigen Unterwegs, in ihrem Versprechen auf die Zukunft kann immer aus jener Provinz utopischer Möglichkeiten letzte Reserven schöpfen und jeder unmittelbaren Gegensätzlichkeit damit aus dem Wege gehen. Der Mensch, der einen Standpunkt vertritt, kann das nicht. Er bietet nach allen vier Himmelsrichtungen hin Angriffsflächen dar, ja, er trägt von seinem Standpunkt her in alle Welt Angriff, denn er hat jene natürliche Triebkraft in sich, wie jede Natur zu wachsen und sich zu entwickeln und damit nachbarlichen Raum zu bedrängen und zu gefährden. Und er tut dies rücksichtslos, denn er gehorcht mit dieser Selbstbehauptung dem schöpferischen Gesetz des Lebens, dessen radikale Gnade er in sich fühlt.

Er zieht seine Kraft aus dem Nährboden seines Standpunktes. Er ist wirklich verwurzelt im Grund und Boden seiner Existenz und fühlt sich gesegnet von dem Tag und dem Licht des Himmels, das sich ihm gibt, dem er gehört, das ihn mit dieser Kraft segnet.

Der Mensch mit dem Standpunkt ist also der völkische Mensch. Er beherbergt in sich alle Tradition seiner Erde, seiner Heimat. Die Zukunft ist ihm, was ihm jede Gegenwart bleibt: Kampf. Daher ist er kein diplomatischer Mensch. Diplomatie ist der Aberglaube der Vernunft, Konflikte des Lebens blutlos aus der Welt schaffen zu können. Ein schöner und ästhetischer Aberglaube, aber ein Aberglaube. Es gibt im wahrhaftigen Leben keinen Kompromiß, daher gibt es auch im Leben der Völker keinen ewigen Frieden. Das Leben ist kein imaginärer, gedanklicher Wert, sondern eine blutwarme Tatsache, die unerbittlich und rücksichtslos wächst und ebenso vergeht, abstirbt, überschattet wird, wenn sie sich nicht genug Raum in der Sonne verschafft.

Die Gnade des Lebens, wie ich es nannte, entbindet nämlich nicht von dem tragischen Konflikt des Daseins, dem Kampf in jeder Form. Daß wir leben, das allein ist Fügung, Geschenk, Gnade. Wie wir leben, das ist die Aufgabe dieser göttlichen Gabe. Das ist unsere Pflicht. Das ist die Gewissenstragödie unseres inneren Seelentums. Das ist die große magische Möglichkeit unseres gegebenen und verliehenen Standpunktes. Gott gab

uns das Leben, er wollte uns nicht unsterblich, sonst hätte er uns unsterblich geschaffen. Er gab uns 60, 70 Lebensjahre. Was wir aus dieser Zeitspanne machen, das ist unser Schicksal, das ist unser Gewicht in der Waage seines Gerichts.

Die Heiligkeit des Wortes

Im Daseinskampf eines Volkes gibt es einen letzten Besitz und eine letzte Zuflucht, von deren Erhalt das Eigenleben einer jeden Nation unbedingt und absolut abhängig ist — das ist die Sprache!

Ein unfreies, geknechtetes, von feindlichen Grenzen geschmälertes Volk kann sich in seine Sprache zurückziehen wie in eine unzerstörbare, mit geheimnisvollen Kräften begabte Festung, wie in die „feste Burg", die „unser Gott" ist.

Die Gleichung von Wort und Gott scheint unserer Zeit fast frivol, so weltlich dünkt uns das Wort, so zufällig, so wertlos und so ohne jeden tieferen Wesenssinn.

Aber das Evangelium des Johannes weiß besseren Bescheid, es beginnt: Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort!!

Erfühlen wir in diesem Augenblick, wieweit wir uns vom Quell dieser Gewißheit, vom Standpunkt dieser Offenbarung vertreiben ließen; vertrieben wurden durch die babylonische Sprachverwirrung, durch die Herabsetzung der heiligen Sprache zu einem nützlichen Zweck bloßer Verständigung, advokatorischer Überredung fragwürdiger Geschäfte.

Suchen wir uns nun noch einmal mit aller Inbrunst den tiefen Gehalt des Wortes zu vergegenwärtigen, den der Evangelist mit jener Gleichung von Wort und Gott voraussetzt.

Was besagt diese Einheit von menschlichem Laut und göttlichem Wesen? Von vergänglichstem Wehen einer menschlichen Äußerung und der unsterblichen Offenbarung der tiefsten Idee unserer Schöpfung?

Sie besagt zunächst ganz praktisch gesprochen: die ungeheure Verpflichtung, die ungeheure Verantwortung, die der Mensch dem Wort gegenüber hat.

Die Muttersprache ist das Wort der Mütter, das magische mythische Reich der Mütter, und ist gleichfalls die Sprache der Väter. In jedem deutschen Worte rauscht das Atmen aller unserer Vorväter, unserer Ahnen, deren Dasein uns in dieses unser Dasein berief.

Ihr Herz schlägt in jedem Wort, ihre Seele lebt noch in unserer Sprache und so rauscht vom „Vater unser" her, vom Ursprung, von der Quelle der lebendigen, der unsterblichen Schöpfung her, als Zeichen des Bundes von Gott zu Mensch, von Mensch zu Gott rauscht wie Zungensturm jenes pfingstlichen, heiligen Geistes — das Wort!

Vergegenwärtigen wir uns diesen oft benutzten Satz: „Jemanden beim Wort nehmen", und wir erleben zum andernmal, wie körperlich, wie persönlich unsere Väter das Wort nahmen.

Das waren noch Zeiten, als es hieß: „Ein Mann — ein Wort!"

Der sittliche Gehalt der Sprache war noch nicht herabgesunken zu bloßer Unterhaltung, Spiegelfechterei und einem Massenartikel. Der Mann und das Wort hatten noch gleiche Geltung. Man gab sein Wort, wie man sich selbst gab, als Ausdruck, als Symbol seiner Ehre, man gab sein Ehrenwort!

Der Heiland ruft im Mathäus-Evangelium das Volk zu sich und sprach zu ihnen: „Was zum Munde eingeht, das verunreinigt den Menschen nicht, sondern was zum Munde ausgehet, das verunreinigt den Menschen!"

Und er meint hier das Wort, als Satz und Einsatz und Gesetz, als Erscheinung, als Gestalt des Herzens, als Gleichnis des inneren Menschen überhaupt.

Wir haben alle die Verantwortung für diese ernste Auffassung verloren.

Wir wissen gar nicht mehr, wie leichtsinnig wir mit dem seelischen Gut unseres Wortes umgehen.

Und wir gehen mit unserem Wort so leichtsinnig um, eben weil wir den Sinn, die Bedeutung, die Inkarnation des Wortes verloren haben. Wir lernten sprechen, so wie wir gehen lernten. Das Sprechen wurde uns ein mechanisches Ausüben dazu bestimmter Organe. Wir lernten darüber hinaus Sprachen; wir lernten Französisch und Englisch, Italienisch und Russisch, und durch diese materialistische Bildungsüberhäufung verlernten wir unsere eigene, persönliche Sprache, verlernten

wir das Gefühl für den Privatbesitz unseres selbständigen Wortes, für den einmaligen Eigenwert unserer ganz persönlichen Sprache.

Wir verloren mehr und mehr den Instinkt zu hören, wahrzunehmen wie anders jeder von uns spricht, selbst dann noch, wenn er sich der gleichen Worte bedient.

Um uns nahezubringen, was ich meine, erinnere ich an die Schauspielkunst.

Die gleichen Worte, Sätze, Rollen, die von ihren Dramatikern ausgesagt, gestaltet wurden, wie grundverschieden klingen sie auf aus der Brust der verschiedenen Schauspieler. Welch ein Unterschied stellt etwa Kayßler den „Faust" dar oder Wüllner, Bassermann den „Mephisto" oder Werner Kraus!

Wir haben im allgemeinen, im alltäglichen den Sinn für die metaphysische Aussage verloren, die neben der phonetischen, rein klanglichen geschieht.

Ich sagte schon, wir benutzen das Wort als Verständigungsmittel, als Mittel und Werkzeug des Verstandes. Und wieder stehen wir also vor der Gabe und Aufgabe unserer Sprache, sie nicht nur als Wesen und Zeugnis der Vernunft gelten zu lassen, sondern uns immer wieder zu bemühen, sie in ihrer Herkunft als Wunder des Göttlichen zu erfühlen und dieser Auffassung mit dem persönlichen Wort zu dienen!

Es gibt keinen schöneren, bedeutungsreicheren und schicksalswahrhaftigeren Weg zurück in die Kindheit des Menschen, in jene paradiesische Ein-

heit von Gott und Schöpfung, zurück in die Geschichte unserer Väter, zurück in den Ideengehalt unserer Vorzeit, als diese dienende Liebe zur Sprache.

In ihr sind die Gleichnisse und Vergleiche noch blutwarm, in ihr atmet und artikuliert noch die Brust unseres Volkes namenlos, anonym und dennoch unsterblich; in ihr hören wir alle Weisheit und alles lebendige Erbe unserer Tradition.

Wie ist man von einem unaussprechlichen Glück überfallen, stößt man in einer mehr oder weniger theoretischen Abhandlung auf ein persönliches authentisches Wort von Goethe oder Friedrich dem Großen, auf ein Wort Luthers oder Beethovens.

Ein solches Wort belichtet mit einer unglaublichen, zauberischen Helle eine ganze Umwelt, es klärt einen ganz unmittelbar auf über jene Zeit, in der es gesprochen wurde, es ist fast gegenständlich in seiner Wirkung, wie irgendein kulturhistorischer Fund, sei es eine Bronze oder ein Mosaik.

Und wenn man einem solchen Worte, das doch scheinbar einer einmaligen Situation sein Dasein verdankt, nachgeht und nachsinnt, ist es plötzlich mehr und mehr aktuell, es ist gegenwärtig und oft eine große Hilfe.

Es erweist sich als ein Geschenk der unsterblichen Väter an uns, die wir Söhne und Erben, die wir Kinder ihres Geistes sind. Heute nun wird dieses magische Erbe, dieses mythische Erbgut gering geachtet.

Man hält die eigene Sprache für arm. Man geht in fremde Sprachen zu Gast. Man wertet die Sprachen nicht höher als Währungen aus Gold, Nickel und Kupfer. Man nimmt die Sprache als zivilisatorische Substanz, als Mittel, als Voraussetzung für internationalen Umsatz, an Stelle des nationalen Einsatzes, wo für sie wuchs!

Als Kurs für politische Börsenmanöver.

Man vertrieb die Sprache aus dem Paradies besinnlicher Unterredung in die Parlamente der Überredung! Aber diese Schrift will mit dieser mechanischen, materialistischen Sprachauffassung ein Ende machen, sie will mit dem Einsatz einer jungen Generation bezeugen, daß der junge deutsche Mensch nicht mehr länger teilhaben will an dieser Sprachverwirrung, sondern daß er radikal und kämpferisch erwacht ist, um seiner Art und Eigenart ganz bewußt Ausdruck zu verleihen.

Und der deutsche Mensch, der sich seiner selbst bewußt, sich zum Ausdruck bringen will, er muß mit gewissenhafter und frommer Empfindung, mit dem tapferen Mut zur Demut seine deutsche Sprache üben, bis er sie und damit sich meistert!

Eine Rede halten ist leicht, aber sein Wort halten, das ist schwer.

Und damit stehen wir ohne Umschweif unmittelbar im sittlichen Gehalt unserer Sprache.

Demokratische Zeitläufe sind immer redselig, ciceronisch gewesen. Derartige Zeiten benutzen die Worte, um Interessen zu bemänteln. Sie gehen dem Wort nicht auf den Grund. Sie stehen auf

keinem Grundsatz. Sie stehen nicht zum Wort, sondern sie treiben Taschenspielereien damit. Das Wort ist Vorwand. Sie treiben Tauschhandel mit Worten. Sie täuschen mit ihrer Rede.

Wort und Person sind keine geistige Einheit mehr, nicht wesensgleich. Die Worte gelten für billig wie Brombeeren.

Es gibt nun für eine Jugend kein schmerzlicheres Erlebnis als wahrzunehmen, daß die Väter es mit dem Wort nicht genau nehmen, daß sie mit den Worten würfeln, wie Luther eine Art zu reden, eine Redensart heißt, die nicht rückhaltslos, frisch von der Leber weg spricht, sondern sich dem Geschwätz ausliefert und damit der Lüge, denn eines Mannes Rede ist Lüge, wenn er sich äußeren Verhältnissen anpaßt und für seine veränderte Haltung Worte macht, mit Worten die Tatsache seiner Veränderung beschönigen will.

Die Jugend nun hat in sich ein absolutes Gefühl für ein unverfälschtes, ursprüngliches und unbestechliches Wort.

Sie erfühlt ganz aus sich heraus, intuitiv, daß in der Weltgeschichte keine Sätze und keine Thesen verlorengehen, so lange sich Männer finden, die sich dafür mit ihrem Wort und Blut, ihrem Charakter und ihrer Ehre einsetzen.

Diese Jugend erlebt nun, wie ein Bataillon — in Spanien war diese Tatsache zuletzt gerade aktuell, aber wir kennen sie von Deutschland her leider auch — erlebt, sagte ich — wie ein Bataillon Männer sich heute auf einen König ver-

eidigt, um vierzehn Tage später den Eid, das Manneswort auf eine Republik zu leisten.

Es gibt für solch einen Vorgang sehr viel Entschuldigungen, aber das Wort Entschuldigung sagt das schon aus, was ich meine: Eine Schuld muß doch vorliegen, wo sich eine Entschuldigung nötig macht.

Wieviele unserer Väter haben sich durch Gelderwerb, durch Beamtentum, durch Pensionen, durch tausend sogenannte gesellschaftliche Rücksichten gezwungen gesehn, ihre Treue zu der Staatsform vor und während des Krieges mit der Revolution von 1918 abzuschwören oder aufzugeben.

Wieviele unserer Väter haben 1918 eine neue Stellung, eine neue Einstellung bezogen.

Wir sehen unsere Väter noch vor uns, wie sie mit viel Überzeugung kaiserliche oder königliche Geburtstage feierten und wie sie später der Republik das Wort reden, der Republik als einer Staatsform, die der Zeit entspräche, kurz, wie sie uns mit Fortschritt kommen, wo es sich bestimmt nicht um Schreiten handelt, sondern um den Bestand der Tiefe von Treue und Manneswort.

Die Väter möchten uns darüber hinwegtäuschen, daß sie diese neue Zeit gar nicht von sich aus schufen noch wollten, sondern daß ihre weltanschaulichen Gegner die Katastrophe des verlorenen Krieges nutzten, unsere Väter mit neuen Zuständen überraschten und sie, um es kurz zu sagen, ohne Dafür- und Dagegentun, aus treuen

Dienern am Kaiserreich zu Sklaven der Republik wurden.

Ich sagte es schon: ein schmerzliches Erlebnis für die Jugend, Mangel am einmaligen Wort und getreuer Verantwortung oft in der Zelle der eigenen Familie sehen zu müssen.

Aber diese Einsicht hat wie alles Schmerzliche, wie jede Enttäuschung ihr Gutes.

Goethe zitierte gern die Antike, wenn es ihm auf den Satz ankam, daß der nicht geschundene Mensch nicht erzogen werde.

Geben wir diesem harten Worte recht und hoffen wir, daß die heutige Jugend aus der angedeuteten Bitterkeit für sich selbst und die eigene Zukunft doppeltes Verantwortlichkeitsgefühl den einmal erwählten Anschauungen und Bekenntnissen gegenüber erlebt.

Und weiter: Wir lernen schreiben und lesen und haben über der Mechanik, der Technik dieses Ausdrucksmittels ebenso ihren Ursprung vergessen, wie bei der Sprache.

Wir haben noch etwas dunkel im Ohr, wir erinnern uns, daß der Volksmund von der heiligen Schrift spricht, aber wir denken da an die Bibel und verknüpfen dieses einmalige Schrifttum keineswegs mit der lebendigen Schrift unserer eigenen Existenz.

Was heißt denn das eigentlich, Buchstaben aufzeichnen?

Buchstaben ... bucherne Stäbe ...

Und Lesen heißt: diese buchernen Stäbe auflesen, aufheben, die geheimnisvollen Zeichen ihres Wurfes deuten...

Wir sehen, wir sind mitten im Mythos unserer Vorväter.

Das Wort, die Aussage der Gottheit zu ergründen, den Willen des Himmels zu entziffern, warf man die ersten Buchstaben. Die Schriftzeichen wuchsen auf aus der gewissenhaften Zwiesprache des Menschen mit seinem Gotte.

Unsere Schrift ist die Form und der Ausdruck, Erscheinung gewordene Sehnsucht unserer Väter nach dem Worte Ihres Gottes.

Wir benutzen ständig die Schrift, leben von ihrem Nutzen und vergegenwärtigen uns so selten, aus welch heiligem Bedürfnis der Menschenseele ihre Linienführung entstand.

Wenn wir aber nun einmal das Ringen im geistigen Schrifttum unseres Volkes so tief und so rein fassen, werden wir zu einer neuen Auffassung vieler Bücher und ihrer seelischen Werte gelangen.

Das wahre Schrifttum eines Volkes, das wesentliche, das schöpferische, das dichterische ist keine bloße Mitteilung, keine Unterhaltung, kein bloßes Teil der mechanischen Umwelt, der physischen, intellektuellen Vorgänge, sondern dieses Bekenntnis- und Erkenntnis-Schrifttum ist metaphysischer Niederschlag, ist Haltung, ist Verlautbarung, ist Geist vom Geiste der Rätsel, der Wunder, der Geheimnisse, ist Offenbarung der Seele, ist Sprache der Natur!

Der Volksmund — wie schön und dichterisch mit diesem Worte „Volksmund" die deutsche Sprache die Aussage des ganzen Volkes kollektiv empfindet! — der Volksmund spricht von Leib und Seele, und die heutigen Denker unserer Rasse rücken auch in ihrer Gesamtheit von einem mechanischen, materialistischen Weltbild ab. Sie trennen wieder Leib und Seele. Die plumpe Vorherrschaft und Alleinherrschaft des Leibes, die naturalistische Einheitsformel von der Gleichheit aller Dinge ist tot. Sie trennen Leib und Seele, um über diese Trennung zu einer schöpferischen Synthese zu kommen.

Das Problem der Seele und damit das Ringen um Freiheit, Willensfreiheit und Unsterblichkeit ist wieder wissenschaftliches Ereignis geworden.

Damit ist aber die Schrift auch wieder einer bloßen Funktion, einer bloßen Ausübung des Gehirns, des abstrakten Denkens, der rein mathematischen Logik entrissen, und befreite Energien der Seele dürfen erneut gefühlsmäßig kämpfen und werben, ohne als überlebte Alchemie mißachtet zu werden.

Der Rationalismus, der Internationalismus des Schrifttums ist damit geistig bankrott.

Als unser ganzes Gewissen forderndes Erbe, als heilige Verpflichtung steht vor uns: Das deutsche Schrifttum!

Die Art und Eigenart unseres Wesens, woher immer dieses Wesen sich rassisch und biologisch gestaltete, hat ihre eigene Sprache erlöst. Sie hat damit in ihrem Wort ihre Antwort auf ihre

Fragen an ihren Himmel, an ihren Glauben gefunden, und sie hat, will sie nicht feig und charakterlos, ungläubig und gewissenlos werden, die Pflicht, die sittliche Verpflichtung, mehr und mehr ihr eigenes, ihr persönliches, ihr charakteristisches Weltbild zu entziffern.

Sie hat die Aufgabe im Weltgeschehen aus der Bewegung mit diesen Ideen, diese Ideen zunächst als Schrifttum, als Niederschrift des seelischen Gesichtes zu verwirklichen.

Die Buchstabentreue — die wir als Schüler in der äußerlichen Philologie gern verlachten — sie hat hier und jetzt für uns tiefen Sinn und sittliche Forderung bekommen. Diese Buchstaben sind kein Zufall, diese Buchstaben sind nicht willkürlich gefallen, sie sind Schicksal, sie sind erstes, keusches, einsames Keimen und Werden, Offenbaren und Versprechen der deutschen Seele.

Und so soll unser wahres Schrifttum, das Schrifttum des Volkes, der Dichter und Denker keine Spielerei mit schönen Worten und erbaulichen Sätzen, keine ästhetische Beschäftigung mit Phrase und Stil sein, sondern ein wahres und wahrhaftiges deutsches Schrifttum ist die Voraussetzung für ein wahres Deutschland!

Der Schriftsteller aber, so folgere ich weiter, der der Schrift nur nachstellt, um Bücher zu schreiben, der in der Schrift nur das mechanische Mittel benutzt, um in irgendeiner Sache recht zu haben, oder irgendeine Sache beweisen will, kurz, dem die Schrift eine internationale, menschheitliche Ware

bedeutet, der also von sich aus auf den wesentlichen Grundcharakter seiner Schrift verzichtet — ein solcher Schriftsteller gehört der vergangenen, materialistischen Epoche und Mode an, und er mag noch soviel Erfolge in aller Welt und noch so große Buchauflagen aufweisen, er ist für uns entschlossene Deutsche ein toter Mann, denn er ist nicht unseres Leibes, noch unserer Seele Fürsprecher!

Er wurde nicht von der alleinseligmachenden deutschen Seligkeit gesegnet!

Das unterscheidet ja eben den Dichter vom Schriftsteller, daß er durch das Zeichen seines Wortes, durch die Buchstabentreue seiner Seele sich unentrinnbar dem geheimnisvollen Bezirk seiner Erde, seiner Heimat, seines Volkes eingeboren weiß und verhaftet fühlt.

Der wahre Dichter, meine Freunde, ist völkisch!

Mit Leib und Seele, mit Wort und Schrift gehört er zum Element, zum Sakrament seiner Nation!

So wie der mechanische Marxismus seelisch und geistig überwunden wurde von unserm nationalsozialistischen Führer Adolf Hitler, ebenso haben wir deutschen Dichter die deutsche Sprachgewalt, ihre Sendung und notwendige Geltung erlebt.

Die Schrift ist das heimliche Kabel, das die geistigen und seelischen Energien von der Aufnahmezelle der gedanklichen und dichterischen Persönlichkeit in den staatlichen Raum, zur Allgemeinheit, zum Volk schleudert.

An dieser Stelle nun drängt sich die Frage in unsere Erörterung, welche Werke unseres geistigen Gutes sollen den Weg vom Persönlichen zum Allgemeinen nehmen?

Kurz, die Frage nach dem Wert steht vor uns.

Welche Werke und Werte haben erzieherischen Charakter? Damit ist die Frage begrenzt und ihrer Antwort gleichzeitig nähergebracht. Zunächst: Die Spannung zwischen persönlichem Erlebnis und allgemeiner Bildung ist in allen Zeiten stark gewesen und die Gemeinschaft von Volk und Dichter erfolgte gerade in Deutschland oft, leider zu oft, erst nach dem Tod, dem Hungertod des Dichters.

Die Schuld liegt — meine ich — bei dem Bildungsgang, dem Verbildungsgang, den Deutschland einschlug, den Dichter wie Volk beschritten. Die Bildung unserer Nation hat sich vom lebendigen Instinkt des gemeinen Mannes, vom Volksmund völlig und absolut gelöst.

Palästina, Griechenland, Italien haben ein geistiges Deutschland beeinflußt, ja gebildet, das mit dem völkischen Gefühl und Bewußtsein, mit der mythologischen Substanz unserer Natur, mit dem geschichtlichen Werdegang unseres Vaterlandes kaum noch Berührungspunkte aufweist.

Was geht im Grunde — ganz barbarisch, das heißt ursprünglich und organisch formuliert — die deutsche Seele Jerusalem ... Athen ... Rom ... an?

Ich weiß so gut wie andere Leute, die da meinen, die Humanität und dergleichen Schlagworte in

Erbpacht zu haben, von den unsterblichen Werten jener Stätten und Kulturen. Aber jene Stätten danken ihre kulturelle Bedeutung ja gerade ihrer nationalen Entwicklung, und ich erwähne die deutsche Abhängigkeit von diesen Mittelmeervölkern auch nur, weil in keinem Lande der Welt diese Bildungswerte sich derartig gefährlich in die geistige Führung, den geistigen Blickpunkt des Denkens und Fühlens, der staatlichen und politischen Ideen einwucherten wie bei uns.

Unser Bildungsideal wurde nicht innerhalb der Grenzen erlebt und aus den gesunden Quellen der eigenen Geschichte geschöpft, sondern war ein gedankliches Endergebnis von gelesenen Büchern des Auslandes, dessen ästhetische und sittliche Gesetze bedingungslos übernommen wurden.

Dabei wurden unsere eigenen herrlichen Überlieferungen in ihrer wunderbaren Reinheit und tollen und tapferen Großartigkeit als heidnisch von eben den Kreisen abgelehnt, die darauf bestanden, daß die fragwürdige Geschichte etwa des jüdischen Volkes weiterhin als Lehrstoff verarbeitet wird.

Immer wieder neigte eine rein geistige Einstellung dazu, festzustellen, daß der Stoff weniger wichtig sei als die Form.

Die Kunst könne ihre Anregungen aus aller Herren Länder beziehen, die Entscheidung, ob es sich um Kunst handle oder um Tendenz, Unterhaltung, Kitsch, diese Entscheidung falle einzig und allein innerhalb des ästhetischen Raums.

Der ästhetische Raum, das ist ein Hohlraum, in den uns das geschickte Talent von vielen Schöngeistern und Scheingeistern gern schickt.

Er ist nämlich eine Erfindung von Köpfen, die den Boden unter den Füßen verloren haben. Es gibt nämlich gar keine Kunst ohne Bodenständigkeit. Jede Kunst ist durch ihre Künstler eingeboren in die Sprache, den Ausdruck, die Sinnesart, die Gesinnung eines Volkes, einer Nation.

Und was wir an dem Schrifttum und an den Kunstwerken jener Mittelmeerkulturen bewundern, ist kein ästhetischer Raum, sondern ist eine spezifische, eine einmalige, ganz nationale Wirklichkeit, die ihr Dasein, ihre Gestalt und Gestaltungskraft aus dem Nährboden und dem Bewußtsein ihrer Zugehörigkeit zu einem Volke, seinem Raum und seiner politischen Wirklichkeit bezog.

Und mit dieser staatlichen Wirklichkeit hörte auch die ästhetische, schöpferische Kraft auf.

Seitdem Jerusalem, Athen und Rom ihre Welt- und Vormachtstellung im staatlich politischen Leben verloren haben, ist auch die Kunst jener Völker ins Provinzielle hinabgeglitten.

Der deutsche Künstler hat also zu wissen, daß sein Werk mit dem Lebensraum seiner Nation verhaftet bleibt, es ist sein Schicksal, das Schicksal seines Volkes zu schauen, im Niedergang zu schauen und im Aufstieg.

Mag er Vorsehung sein oder mag er Nachsicht üben müssen, immer wird sein Blick die Gestalt seines Volkes umwerben.

Unsere Zeit, in der sich viel klärt, unterscheidet den Schriftsteller und den Dichter.

Der Dichter nun besinnt sich ganz auf seine Herkunft und damit die Herkunft und die Zukunft aller seiner Gefühle und Ideen.

Er fühlt sich und sein Wort verantwortlich dem Schicksal seines Volkes gegenüber.

Er lebt und stirbt mit seinem Volk. Das Volk lebt und stirbt mit seiner Dichtung.

Von dieser eigensinnigen deutschen Dichtung haben wir uns alle entfremden lassen, und das ist unsere Schuld!

Nochmals: Die wahre Bildung will keine Menschheit, keine Grenzenlosigkeit, sie begrenzt sich bescheiden auf das Menschenmögliche, sie erzieht und bildet Römer ... Griechen ...

Und die deutsche Bildung hat nur eine Aufgabe: Deutsche zu formen: Deutsche unwiderstehlich zu machen!!

☆

Mit dieser Forderung stehen wir zuletzt wieder vor dem lapidaren Gegensatz zum leeren Begriff des Fortschritts, vor dem Standpunkt. Gib mir einen Standpunkt, und ich bewege die Welt! Ich hebe die Welt aus den Angeln! Der Intellekt hat die elementare Härte des Wortes Standpunkt zu kleinbürgerlicher Enge und philiströser Begrenzung erweicht. Standpunkt wurde Leerlauf am Ort. Standpunkt galt für töricht und lebensuntüchtig. Das ist gewiß: Ohne Standpunkt läßt sich leichter

Anschluß an jede Bewegung und neue Richtung finden, ohne kämpferischen, eigensinnigen Standpunkt, ohne das Männerwort: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, vermag man leichter über alle gegebenen und natürlichen Hindernisse hinwegzusetzen, vermag man alles zu versprechen, kann man Zivilisation vortäuschen.

Der Standpunkt ist nüchtern wie die Natur, aber er ist ebenso gewaltig und wunderbar wie sie. Der Standpunkt, der erkämpfte Standpunkt allein, meißelt aus dem Gemisch der Phrase, der unverantwortlichen Worte den Charakter, den Menschen heraus, denn er allein bedingt im Gegensatz zur horizontalen Richtung des Fortschritts die tapfere vertikale, aufrechte Haltung!

Daß es aber heute um Satz und Einsatz dieser vertikalen, stolzen, unbeugsamen, aufrechten Haltung geht, das eben ist mein Glaube!

Tragödie und Gestalt

„Warum ist soviel Leid in der Welt? Warum ist das Licht gegeben den Mühseligen und das Leben den betrübten Herzen ...?" Diese Frage des Hiob quält auf aus der Grube seiner Verzweiflung und dem Alleingelassensein seiner tiefsten Prüfung. Diese Frage tönt aus der Tiefe, kommt aus dem Verließ der Erde, der Schicksalsverengung, der Weglosigkeit.

In der Umklammerung dieser Frage atmet alles Dasein. Aber der Standpunkt, von dem aus sie gestellt wird, der Ort, auf dem sie erpreßt wird, der wechselt, und mit diesem Wechsel auch die Bedeutung der Frage selbst. Hiob versinkt in das düstere Rätsel, die abenteuerliche Allmacht der Erde. Wir aber haben das Leben um die Möglichkeiten der Vögel erweitert. Wir fahren nicht zur Grube, sondern wir fliegen zwischen Himmel und Erde ...

Unsere Unruhe, unsere Mühseligkeit und Verzweiflung, unsere Einsamkeit und Trauer nennt nicht nur die Tiefe bei Namen, sondern gleichzeitig auch die Höhe. Und wir schauen in unserer Bedrängnis nicht nur auf nach dem Licht, das sich über uns gnädig verheißt, sondern der Blick, seine Sendung und Sehnsucht schaut die Welt, die er verließ, auch unter sich. Alle Gabe und Aufgabe ist

als Kreis um unsere Natürlichkeit gelegt. Alles Dingliche und Figürliche, alles Wesentliche unserer Wahrnehmungen umkreist uns. Wir vermögen nicht mehr, wie jener Hiob, in die Erde zu versinken, uns allein getragen zu wissen von der Erniedrigung des irdischen Verließes. Uns ist auch diese letzte und geringste substanzielle Ruhe geraubt. Wir schweben im Leid ruhelos. Wir bewegen uns wie Türen unheimlich, ohne Angel, zwischen Leben und Sterben, Höhe und Tiefe, Innen und Außen.

Endlos und ohne Grund und Boden ist die Tiefe. Endlos und ohne Begrenzung die Höhe. Die Mütter und die Sterne, alles ist rings Bewegung. Wir haben keinen Standpunkt, keinen Ruhepunkt, von dem aus, nach dem hin wir irgendeine Richtung, eine Schnelligkeit, eine Notwendigkeit ermessen könnten.

Alle Maßstäbe sind Annahmen phantastischer Voraussetzungen. Wir sind geschleuderte, geworfene Geschöpfe, und wer sich verworfen fühlt, dem ist sogar noch die Grube des Hiob als geringste Einkehr unter den Füßen gestohlen worden.

Und dennoch! Eben, weil wir nicht mehr nur als Gewicht, Last und Schwere Kinder der Erde und ihrer Gezeiten sind, sondern leichter wurden, jenen Gebilden verwandter, die seit den Anfängen der Menschheit die Künstler sehnsüchtig mit Flügeln begabten, eben deswegen beginnt mit uns eine neue Zeit, eine neue Ordnung, eine neue Vereidigung und Verpflichtung.

Noch in unsere Jugend krallt sich die Tyrannis des Milieus, der Aberglaube von der Vorherrschaft einer horizontalen Umwelt. Die Ruhe, mit der man früher diese Umwelt bis in die heitere Zelle einer Gartenlaube verengen zu dürfen glaubte, diese idyllische Ruhe wurde gesprengt und als Zelle des Lebensgefühles, antithetisch, eine „Arme-Leute-Kammer" gefunden, in die man alle Unbilden, alles Ungemach, alles Unglück hineinprojizierte, so, als ob Prunkräume von all diesem Leid verschont würden — um den Pessimismus an sich, den Erreger des Kritizismus, den reinen Materialismus ja absolut exakt in den vier Wänden des Mitleids wissenschaftlich prägnant zu besitzen.

Das vergangene Jahrhundert müssen wir verstoßen, weil es Erweiterungen des Lebens auf dem Erwerbswege der Bildung annahm. Wir müssen uns restlos frei machen von den Schlagworten und Gemeinplätzen, den Resultaten und Anschauungen jener Geistigkeit, um unbehindert und unbelastet den Kampf aufnehmen zu können, den durchzukämpfen unsere Not fordert, den Kampf um das Gesicht *unseres* Lebens, das Ringen um die Offenbarung unserer Sinne, um die Sinnfälligkeit unserer Existenz, um Maß und Form unserer Bedeutung, um Wesen und Charakter unserer Gestalt!

Wir haben uns wieder unmittelbar mit der Schöpfung auseinanderzusetzen — und das ist im Unglück unserer Unruhe das einzige Glück —, wir stehen den letzten Dingen, in deren Verschleierung wir Anfang und Ende gleichermaßen vermuten,

wieder primitiv gegenüber. Und in solcher Position des Lebens erweist sich alle Bildung als Handwerkszeug ohnmächtigster Prägung. Das Bekenntnis, das naive, notwendige, klare Mitmenschenwort ist uns fügsamere Hilfe. Das kameradschaftliche Brudertum ist unserer Furcht gütiger gesinnt, als die subtilste Methode vergrämter Denkateliers, in denen die Theorien der Erkenntnisse künstlich gezüchtet wurden.

Wir wollen in erster Linie nicht wissen, sondern erleben. Wir fühlen ein neues Evangelium des Lebens nahen, das uns segnen soll. So erahnen wir den Sinn der Welt nicht in einer bewußten Addition aller Resultate früherer Erfahrungen, sondern eher hinter der Abstraktion von allen Bewußtseinswerten.

Das Abstrakte schlechthin erhält so eine radikale Bedeutung, die man dem Zustand der Naivität gleichsetzen könnte. Das naive Leben ist unsterblich, und diese Unsterblichkeit ist dergestalt natürlich, daß sie nur, wie alle Natur, schlicht und klar, unbewußt und tatsächlich sein kann, daß sie nur als Gestalt vorhanden sein wird und sich nur als Gestalt offenbart.

Dem Mysterium dieser Gestalt an sich müßten wir das Wort geben um der Verkündigung zu begegnen, nach der wir ausgehen. Unsere Unmittelbarkeit, unsere Ursprünglichkeit, unsere Natürlichkeit und unsere Originalität sind die einzigen Möglichkeiten der Identität mit dem Wesen der Gestalt teilhaftig zu werden.

Wir müssen Verzicht leisten auf die Serienrekorde der Weltanschauungen, mit denen sich uns die vergangenen Epochen bildungsbeflissen empfehlen, und tapfer von der Einmaligkeit unserer Existenz her die Welt anschauen, diese unsere persönliche Schau ordnen und für die so gewonnene Ordnung unzweideutig eintreten. Wir dürfen keine Angst haben und keine tödlichen Zweifel hegen darüber, daß diese unsere Schau nicht wichtig sei oder nicht wesentlich. Sie hat genau so viel Gewicht wie unser Dasein und sie ist genau so wesentlich als unser Wesen lebendig ist. Sie besitzt die Originalität unserer Natur und diese unsere Natur allein birgt ewig alle Rätsel der Welt und ihrer Gestalt als lebendigen Besitz. Mehr als sich selbst vermag kein Mensch zu gestalten, und keine Gestalt vermag mehr zu beantworten als sich selbst.

Der persönliche Standpunkt also verändert die Perspektiven, die Motive der Ausblicke. Die Natur wird vielseitig und vielfältig, der Ertrag der Schau verändert sich und damit der Gehalt der Anschauung in seiner ethischen und ästhetischen oder auch nur sinnfälligen Ernte.

Die Bilderkammern, die Museen aller Völker und aller Zeiten geben eine unzweideutige Geschichte des menschlichen Auges und damit des offensichtlichsten menschlichen Organes bekannt. Was und wie gestaltet man seine Schau? Oder auch: was sah man nicht? Was übersah man?

Alle Zeiten mühen sich immer um den interessanten Reiz ihrer Epoche. Jede Epoche hat ein

spezifisches Interesse, und jede Epoche ordnet von diesem Interesse her das neue Gesicht ihrer Generation. Je komplizierter sie sich dabei gibt, um so distanzierter zum Lebenskern wirkt ihr Ausdruck, um so epigonesker bleibt sie. Je ursprünglicher, persönlicher sie ihr Gesicht ausspricht, um so lebendiger erhält sie sich.

Seine eigene Natürlichkeit meistern, heißt Natur erfassen, und man erfaßt wiederum immer nur soviel Natur, als man selbst natürliches Leben besitzt, als man selbst Gestalt ist! Alle großen und unsterblichen Meister legen Zeugnis für diesen Satz ab. Sie sind so groß und unsterblich als sie große Naturen waren und unsterbliche Gestalten. Sie schufen ihre Kunst sich zum Bilde, zum Bilde ihrer Natur. Zum Gleichnis ihrer privaten Gestalt schufen sie ihre öffentlichen Gebilde.

Welches Ringen um Eindruck und Ausdruck war nötig, bis für die zweidimensionale Fläche des Bildes der dreidimensionale Raum als Wirkung, als allgemeingültige Vorstellung offensichtlich wurde! Wie stellte und hing man anfänglich die Perspektive, die man zu empfinden begann, als Soffitte in den Rahmen!

Wir vermögen diese schwierige Entwicklung am rapidesten zu überschauen, wenn wir heutige Kinderzeichnungen studieren. Wie sich hier aus naivem Fabulieren Anschluß an gegenwärtiges Gesicht, wie sich aus embryonalen Inhalten geistige Formen finden, zeigt eindringlich, wie alle Kunst Mitteilung verbleibt und diese Mit-Teilung Teil ist und ent-

scheidender Anteil der natürlichen Gestalt des Aussagenden.

Als der künstlerische Raum bis in die Form des Pleinairismus hinein unabhängig, frei und absolut geworden war, begannen die Augen mit den Dingen selbst revolutionär umzugehen. Der Boden, auf dem bisher alle künstlerische Gestaltung, mühselig dem Lichte abgerungen, aufgebaut wurde, der Grund und Boden selbst, wurde hin- und hergeworfen, unterlag der gleichen nervösen Beweglichkeit, mit der die Dinge der Umwelt fast hysterisch zersehen wurden.

Aus der Arbeit um die Perspektive ergab sich die Revision des Untergrundes selbst. Das Fundament, auf dem man mit den Mitteln des Temperamentes seine Welt und seine Anschauung aufzeigte, das Fundament selbst wurde problematisch. Der Futurismus, Kubismus, Expressionismus, Pointillismus haben größere geistige, prinzipielle Verdienste, als man diesen zähen und eigenwilligen Richtungen heute zuspricht. Sie sind Sturm und Drang für die Leistungen, zu denen sie die Folge des heranreifenden zwanzigsten Jahrhunderts verpflichten.

Der von ihrer sensiblen Natur aufgeworfene Grund und Untergrund ist deswegen so jungfräulich, weil alles, was heute zu künstlerischer Gestaltung drängt, aus einem ganz neuen Raumverhältnis, neuem Raumgefühl empfangen sein muß. Der Standpunkt, von dem her die Sichtung, die Ordnung der Schau statthat, verpflichtet erneut

auf Originalität. Und zwar nicht mehr auf Originalität der Mittel, sondern Ursprünglichkeit, Notwendigkeit der künstlerischen Person selbst. Die Natur des Künstlers steht in Frage!

Das schöpferische Auge beobachtet nicht mehr von der Einmaligkeit, von der Gegebenheit seiner Stellung und Einstellung, von der Konvention seines Standpunktes her, sondern es umkreist schwebend sein Objekt, und es gestaltet nur genau soviel, als es selbst als Gestalt begnadet wurde. Das Auge ist nicht mehr allein das selbstherrliche Prinzip der Kunst, sondern ihr Grundthema wurde der Mensch selbst. Sein Auge wurde wie Raum und Farbe formales Mittel.

Das Wesen des schöpferischen Ausdruckes bezog sich auf die gesamte Natur des schöpferischen Menschen zurück. Kunst wurde wieder Gleichnis zwischen Mysterium und Natur. Und diese Hochspannung des künstlerischen Menschen, diese in allen Gliedern fiebernde Beweglichkeit ist der bedeutsame Stand und Zustand des augenblicklichen künstlerischen Lebens.

So wird also die Darstellung irgendeines Gegenstandes auf der Leinewand oder im Stein aus den gegensätzlichsten Bewegungsquellen heraus zu bilden versucht. Und die Aussage des so umworbenen und derartig errungenen Gegenstandes wird wechselseitiger und vielfältiger sein. Der Gegenstand — dieses Wort entstammt der Sprache einer überalteten, einseitigen Perspektive — steht nicht mehr entgegen; er wird als Genosse empfunden, in seinen

Inhalten als Brudertum erlebt, er wird auch nicht als endgültige Stellung eingeschätzt, sondern in einer ihm immanenten Bewegung in die Bewegung seines Entdeckers und Beschauers eingebracht. Der Standpunkt des Gegenstandes massierte, kollektivierte sich ebenso wie der Standpunkt des Schauenden zum Fluß der Linie. Zur Aufgabe einer geistigen Geometrie, einer Neu-Gestaltung aller vertraut geglaubten Dinglichkeit!

Die gleiche Wandlung erlebt alle Kunst. Die gleiche Wandlung alles Lebensgefühl.

Als Schnittpunkt rein künstlerischer Sehnsucht und reiner Wirklichkeit der Gesellschaft darf in der Optik der Weltanschauung das Theater angesprochen werden. Das Theater ist konservativer als die freie Kunst, weil es von einer Trilogie von Voreingenommenheiten überprüft wird, ehe es sich einer neuen Gestaltung öffnet. Die drei hemmenden Elemente des Theaters sind: die Architektur seiner Bauart, sozusagen die Versteinerung seiner Erscheinungsform, dann die Tradition seines Ensembles und schließlich das Niveau seines Publikums.

Die Geschichte der Architektur des Theaters führt zunächst auf die Empfängnis und die Sendung des Theaters an sich zurück. Erwuchs es aus der Haltung der Priesterschaft und den Regeln, dem Abgesang kultischer Pflege oder der tänzerischen Freude an bloßer, erhöhter Lebensäußerung, der Improvisation des Augenblickes?

Solange wir das Theater verfolgen können, leidet es, steigert es sich an der Gegensätzlichkeit dieser zwei Ausdrucksmodalitäten. Bald ringt es um mythische Schau, bald tollt es sich als bloßes Schauspiel, als oberflächliches Spiel mit flachen Anschauungen aus. Bald erstrebt es Haltung des Menschen, bald dient es der Unter-Haltung der menschlichen Gesellschaft.

Das Ensemble, der gesamte Apparat an Technik sind die anderen Hemmungen des Theaters, reine Kunst zu bedeuten. Die Entwicklung des Technischen ist zu naheliegend, als daß wir viel darüber auszusagen hätten. Umwandlung der Szenerie, Verteilung des Lichtes, Tiefengewinnung des Raumes waren Aufgaben, an denen Jahrhunderte arbeiteten, um eine Illusionsunmittelbarkeit zu gewinnen, die — so meine ich — dem Theater immer versagt bleibt, solange nicht die Gemeinschaft der Zuhörer durch die Gnade einer dramatischen Dichtung zu schöpferischer Schau gesteigert wird. Die technische Schau als Selbstzweck führte zur Revue auf der einen Seite, auf der anderen zu dem noch völlig unabsehbaren Reiz des Kinos. Beides liegt nicht auf der Ebene unserer heutigen Betrachtung.

Das Ensemble — oder unser Blickfeld gleich zielsicher eingestellt —, der Schauspieler hat um ebensoviel Illusionskraft verloren, als ihm die Technik seinen Beruf erleicherte. Die Komödianten, die auf einem Brett, das die Welt bedeutete, Shakespeare darzustellen wußten, waren noch derartig wandlungsfähig schon von dem Fluch, der

als Fahrenden auf ihnen lag, dem Fluch des Asozialen, der sie bedachte, der sie außerhalb jener ehrbaren Gemeinschaft zwischen Himmel und Hölle stellte und ihnen nichts ließ als den Zauber ihrer Darstellung, der sie zwang sich als Könige und Herren, als gute und böse Menschen zu fühlen, um überhaupt dieses Ahasverdasein ertragen zu können. Diese ungeheure Dynamik ihrer Seelen und ihrer Herzen machte sie innerlichst zu dramatischen Erscheinungen. Sie rissen den Dichter in ihre Brust, der gleich ihnen über die Erde hinschwebt. Und sie verkörperten seine Gesichte zu ihren Gestalten.

Dichter und Komödiant, nicht seßhaft, nicht zünftig angesehen, ohne Geltung, ohne Standpunkt, vom Leben selbst getrieben, von der Neugier der Bürger angegafft, von einer besitzenden Gesellschaft beklatscht, brachten es kraft ihres Leides fertig, den Raum, den sie am Abend bevölkerten, mit allen Illusionen zu beleben, deren sie bedurften. Sie sagten: „Wald!" und es wuchs Wald um sie! Sie sagten: „Himmel!" und ihre Augen wurden Sterne... Und sie sagten: „Schicksal!" und das Dunkel vor ihnen erschauerte...

Diese Dinge haben sich geändert. Der Schauspielerstand ist sozial gehoben, ein ehrenvoller Beruf, und der Schauspieler bekommt jeden Satz, den er aussagt, tarifmäßig bezahlt. Das schöpferische Abenteuer, die von Hiob her schattende Frage des Leides fand seine Antwort in einer genossenschaftlichen Organisation. Der Schauspieler wurde bestenfalls ein Nachgestalter. Als Gestalt, als Bruder

des Dichters verlor er sich an die sozialen Bindungen und Sicherungen, wie sie ein Humanitätsgefühl unserer Zeit für richtiger befindet.

Schließlich ein Wort über das Publikum, als Entscheid des dramatischen Lebens. Das Publikum ist immer Gefolgschaft. Es erweist sich im Theater als der gleiche Faktor, mit dem die Geschichte, die Politik rechnen muß. Es ist die Masse derer, die gestaltet sein wollen und werden müssen. Es sind Kreaturen, die überwältigt Gefolgschaft leisten im Guten und im Bösen.

Das Theater ist ein Kampfplatz um die Gesinnung, um die Seele der Masse. Sie liebt es, wenn ihre Gegenwart unmittelbar als Spiel, das eigene dunkle Leben der Triebe und Notwendigkeiten „aufgeklärt" wird. Sie liebt sich spielerisch zu schauen, denn sie faßt das eigene Leben nicht selbst als Anschauung auf, sondern als Zwangsvollstreckung. Das Publikum lebt ein anonymes Leben und erhofft sich im Gleichnisspiegel des Theaters vergrößert und gesteigert zu sehen. Es hat den Tag über im Existenzkampf gestanden und es will am Abend ein wenig den Sieg über diesen trostlosen, alltäglichen Kampf feiern.

Aber lassen wir bei unserer Erörterung alle diese Realitäten außer Auge und stellen wir nur kurz fest: Die Gestalt des Dichters kämpft mit dem Instrument des Theaters um die Gestalt der Masse. Die Ebene unserer Erörterung diktiert uns den Verzicht dem Theater als Unter-Haltung gegen-

über und verpflichtet uns an die Haltung, die Aufgabe des Dramas.

Das Drama also als Trieb- und Keimkraft gesehen, die sich eigensten Raum und eigenste Bewegung schafft, im Gegensatz zum Theaterstück, das von den bewußten Requisiten, den nützlichen Mitteln konventioneller oder snobischer Erfahrung lebt und seine Erfolge aus der kontinuierlichen Folge gewandter Routine holt.

Das Drama ist der schöpferische Grund und Boden, auf dem die verschiedenen Stellungen und Einstellungen menschlicher Charaktere ihren Austrag suchen. Das Drama ist also eine geistige, heroische Landschaft, auf der die gegensätzlichsten Stürme toben, deren Nächte von den geheimnisvollsten Sternen erzittern, deren Tage um Einsicht und Übersicht sich mühen. Und wie in der Malerei und ihrer Geschichte alle Gegenständlichkeit in ihrer akademisch klassischen Wertprägung an absolute Bewegung verfiel, ebenso erreichte das Drama einen Auflösungshöhepunkt, von dem aus alle Ordnung vergeblich scheint.

Das Drama ist der geistige Ort, auf dem der schöpferische Mensch seine An-Sichten wie auf die Szenerie eines phantastischen Raumes wirft, um die so aus sich selbst herausgestellten Komplexe, Thesen und Antithesen als Gestalten mit scheinbarem Eigenleben leben zu sehen und ihr Leben und Sterben dokumentarisch werten zu können vom eigenen Standpunkt her, einem Standpunkt, der das Recht des Schöpfers für sich beansprucht. Das

Drama ist im Gegensatz zum Schauspiel das Lebensgefühlsspiel oder das Weltspiel, wenn Sie dieses Wort dulden. Ein Wort, das ich dem begrifflicheren Denkspiel vorziehe, weil sein Inhalt kosmischere Fülle andeutet. Der feste Standpunkt also, von dem her jedes Drama seine Gestaltung, seine Perspektiven und sein ihm immanentes Recht erfährt, steht in der Weltanschauung seines Schöpfers. Sein Gemeinschaftserlebnis als Theaterereignis im gleichen Standpunkt der gleichen Weltanschauung seines Publikums.

In diesem Augenblicke beschwöre ich erneut das trostlose Wort des Hiob vom Leid in der Welt, vom Licht, das den Mühseligen wie Hohn gegeben, und vom Leben, das den betrübten Herzen lastet ... Dieses von lauter Erde überdunkelte Wort, dessen Standpunkt die Grube war! Und ich wiederhole die Tatsache unserer eigenen Situation, der nicht einmal dieser tiefe und verzweifelte Standpunkt verblieb.

Der Dramatiker unserer Gegenwart, mit seiner dem Hiob verwandten Natur, ist selbst von diesem geringsten Halt seiner irdischen Existenz verlassen. Er steht dem Leben nicht einmalig gegenüber auf einem noch so geringen Standpunkt, sondern er ist dazu verurteilt, seine Fragen und ihre Gestaltungen restlos aus dem Nichts zu reißen und in eine Bewegung ohne fixierbare Gegenständlichkeit zu stellen.

Unsere Gegenwart duldet keinen Standpunkt. Sie erkennt in jedem Standpunkt einen Besitz. Nichts beargwöhnt diese erregte Zeit mehr, als

Besitz in jeder Erscheinungsform, selbst in jeder noch so fragwürdigen Idee. Die Auflösung und Aufhebung des Besitzes im gesellschaftlichen, wirtschaftlichen Leben ist nur die materialistischste, sinnfälligste Parallele zu dem dramatischen Ereignis, in dem wir leben.

Es ist offensichtlich, daß dieser Zustand einer chaotischen Beweglichkeit als Selbstzweck, diese Rotation ohne Achse nur Möglichkeiten für Komödien birgt. Alles in die windigen Beziehungen zu der Nichtswürdigkeit eines absoluten Leerlaufes stellen, das heißt im Grunde große Komödien empfinden. Alles auflösen zu dem Nichts einer sinnlosen Mechanik, und das Nichts dieser rasenden Turbinen, die vom Lebensstrom gepeitscht werden, als Weltall, als All und Alles deuten, das heißt apokalyptisch gehetzte Komödien vor das Tribunal schleppen . . .

Die große Komödie läßt alle utilitaristische Gegenständlichkeit, allen billigen Materialismus ebenso hinter sich wie das Drama. Aber sie verzichtet darüber hinaus noch auf die Sehnsucht nach einer Ordnung, auf die Ordnung einer Einsicht, die von der Einstellung einer Gestalt her, von dem Standpunkt ihrer Weltanschauung her, gläubig und bekennerisch denkt und fühlt.

Die Komödie spielt weder nur mit einer Schau, noch stellt sie eine Spielmöglichkeit zur Schau. Schau und Spiel sind ihr nur Erscheinungsoberflächen, wie Tendenz und Kritik. Ihr Grundelement sind alle Verneinungsvorzeichen, mit denen

ein tragisches Weltgefühl sich überlasten mußte. Die Komödie ist der pathetische, d. h. leidenschaftliche Verzicht, ist das tragische Entsagen auf irgendeinen Entscheid, das Entsagen, das mit dem Gelächter des Wahnsinns verschüttet wurde.

Die Komödie hat nur noch ein einziges Gegenüber und dieses ist ihr bei aller Nähe wesensfremd und wesensfeindlich: den in des Wortes unmittelbarstem Sinne unerhörten Ernst der Tragödie! Werden die Maskenzüge der Komödie vom Munde her zu lauter irrsinnigen, zusammenhangslosen, gespenstigen Fragen zerfetzt, so sinken die Furchen und Falten der Tragödie in geschlossener Zeichnung ihrer Larve in das Gesicht.

Die Tragödie vollendet in ihrer übermenschlichen Sehnsucht nach Ordnung, nach Standpunkt, nach Gestalt. Die Tragödie lebt von ihrem Glauben an den Helden. In der Tragödie muß der Dichter den Mut aufbringen, irgendeinen Prinzip im Wirbel dieser Schöpfung, der unser Leben gehört, das Machtwort zu verleihen. Mag er dieses Machtwort noch so dichterisch verschönen, noch so versöhnend zwischen die Gegensätzlichkeit der feindlichen Artungen stellen, er muß eine Entscheidung beschwören, und sei sie selbst so phantastisch erhebend wie etwa bei Shakespeare, wo das Recht dem Licht gleicht, wo der Überlebende, wo das Leben recht behält.

Der tragische Dichter ist im Besitz eines Standpunktes. Er verteidigt damit eine letzte Insel in

der unübersehbaren Flut, die gegen ihn, über ihn hin Woge um Woge wirft.

Ich sagte, das moderne Lebensgefühl duldet keinen Besitz. Auch weltanschaulich befindet es sich mit allen gegebenen und verbrieften Besitztümern der Philosophie, der Wissenschaft, der Kunst. Dieses, unser aller Lebensgefühl schwebt zwischen Himmel und Hölle, zwischen Leben und Tod und verneint beides mit einem vorsichtigen, geistigen Relativismus. Die Klage und Anklage des Hiob noch dünkt diesem Zeiterlebnis sentimental, gefühlvoll. Das heroische Leid unserer Zeit ist einsam und stumm.

Das ist in armen Worten die Landschaft unserer Seele, die unheimliche Heimat unserer Herzen. Alles in Bewegung: Seele und Herz und Umwelt und der tragische Zenith dieser Dreifaltigkeit des Leides vermag keine Bewegung zu gestalten. Die Gestalt versagt sich der Befruchtung von diesem Chaos her. Es ist Chaos ohne Liebe...

Die letzten Jahrhunderte der Geschichte und der Geistesgeschichte verschrieben sich dem Wissen. Die Welt und das Leben wurden stetig entschlossener objektiviert. Wissen ist Macht! war der große Lehrsatz. Und nun — meine ich — beginnt in unserer Zeit eine neue Tragödiendämmerung, und sie beginnt von der Gestalt her. Nicht vom Ego, dem überbildeten Gegenspieler zur Materie, nicht vom Egozentralismus her noch vom Individualismus, sondern von der freien, ungebundenen, unvoreingenommenen, natürlichen Gestalt her. Die Ge-

stalt ist der liebende Mensch, dessen Ich aufgeht im Du, ohne sich zu verlieren, der seine Form, seinen Ausdruck in dieser Vermählung erst findet. Die Gestalt ist der ewige, erste Mensch! Seine Kräfte sind mythologisch, schöpferisch, nicht zivilisatorisch oder organisatorisch.

Die neue Tragödie, die sich ihr neues Theater schaffen wird, bietet kein Schauspiel mehr, sondern ihr Anbeginn ist wieder: das Bei-Spiel. Und nicht die Darstellung des Beispieles gilt, sondern das Beispiel als Existenz, als Dasein. Das kultische Element wird wieder wahrhaftig sein und nicht ästhetischer Reiz oder bildungserarbeitetes Requisit. Und der Inhalt dieses Kultes ist der Mensch, sein Leben und sein Sterben. Aber Leben und Sterben nicht als mechanisches Prinzip, nicht als weltanschauliche These, mit der man für irgendeine Art praktischer Gesellschaftsordnung Geschäfte macht, sondern das Wunder, die Mythe, das Evangelium vom Leben wird wieder Melos.

Das Leben natürlich sehen und natürlich zu Ende schauen heißt dramatisch empfinden, heißt tragisch leben. Keine Illusionen darstellen wollen, keine Ausflüchte verschönen, keine Naturkraft verhandeln, sondern das Sein, das So-Sein und Da-Sein empfangen. Diese Empfängnis des Lebens ist von der Gestalt des ewig ersten Menschen her gesehen, der durch das Leben immer in eine Passivität gedrängt wird und dieser Bestimmung die Aktivität seiner Liebe gegenüberstellt.

Diese Empfängnis ist der Weg zur Geburt der kommenden Tragödie. Das Ich findet seine natürliche Resonanz im kollektivierten Chor der brüderlichen Menschheit und hat seinen Gegensatz, seine dramatische Dynamik in den Naturgesetzen, in den mythologischen Rätseln der Mütter und des Himmels. Der Mensch ist nicht mehr tellurisch, erdgebunden, und er ist nicht mehr rein siderisch, himmelshörig. Er lebt wieder in der schöpferischen Spannung zwischen diesen Energien. Er atmet im faustischen Raum zwischen Erdgeist und Himmel. Die Gestalt des Menschen, die sich bedrohen und gefährden ließ durch Technik und Mechanik, läßt sich nicht länger von den Dingen und ihren physikalischen Gesetzen benutzen, sondern reift erneut zum Herren dieser Dinge, und die Seele der so befreiten Menschenkinder sieht sich gewandelt dem Heereszug der Helden und Götter, den Gestalten der Frömmigkeit und der Tapferkeit gegenüber.

Das fundamentale Ereignis besteht darin, daß wir jetzt von vornherein wissen, das Leben läßt sich nicht meistern mit übernommenen Erfahrungen oder mit gelernten Rezepturen, sondern jedes einzelne Menschenleben will zu Ende gelebt sein als ein ewiges Gleichnis, als ein einmaliges Erlebnis, als ewiges Leben und ewiges Sterben. Die Gestalt ist versöhnend, versöhnend mit und durch die Geburt, versöhnend mit und durch den Tod.

Durch dieses eindringliche und absolute Lebensgefühl wird der Mensch tapfer. Seine Position wird heldisch. Es gibt für die Tragödie kein Glück

oder Unglück, diese Motive sind für das Schauspiel, für klassische oder naturalistische Epochen gut genug, in dem Gebiet, in dem das Tragos ist, von dem ich spreche, versagen dergleichen dramaturgische Begriffe, denn sie entstammen einer teleologischen Zweckmäßigkeit, einem Rationalismus der Lebensauffassung.

Die Figuren des ausgehenden 19. Jahrhunderts etwa, wie sie sich in den Theaterstücken dieser Zeit erhielten, sind konstruktive Geschöpfe, objektiviert, ihr Gestalter versagte sich der Totalität des Lebens, um sich mit diesen seinen Ansichten und Anschauungen, Rechtfertigungen oder Tendenzen, Normen oder Einzelfällen lehrhaft und bildungswirksam vor das Ressentiment seiner Zuschauer hinzustellen. Diese Zeit ist vorüber. Volk und Masse schreien nach Leben. Die Gestalt ist berufen wieder das eigene Fleisch zu brechen wie Brot, wieder das eigene Blut zu geben wie Wein. Die Handlung ist wieder unmittelbar lebendig. Und aus der überschatteten Hilflosigkeit des Hiob und seiner Frage antwortet der Jünger des neuen Lebensgefühls: „Das Leben ist gegeben! Und die Mühseligkeit ist gegeben, denn es ist die einzige Seligkeit dieses Daseins!"

Es ist kein Raum mehr für Sentimentalität, denn es ist kein Raum mehr für das Sterben und den Tod. Wir wissen, solange die Welt lebt, ist noch keine einzige Seele verlorengegangen. Tragisch allein ist, daß wir unsterblich sind, denn das verpflichtet uns alle ewig an den Kampf. Ob wir

wollen oder nicht, diese Ananke, diese Notwendigkeit, dieses Gesetz lebt mit unserem Leben unerbittlich! Das Sterben gibt es nur in den Trauerspielen, in denen es gute Gedanken und flache Figurinen gibt.

Die Tragödie der Welt, in der wir atmen, kennt diesen Dualismus nicht mehr: Die Tragödie und die Gestalt sind identisch. Diese Identität ließ aber — ich sagte es schon — die Wehmut und die Trauer, das Spielen und das In-Szene-setzen hinter sich. Sie ist Existenz, sie ist Beispiel!

Wir sind die Gestalten, auf die es ankommt! Jede unserer ununterbrochenen Lebensäußerungen enthält den Entscheid darüber, wie unsere Gegenwart besteht! Unser dramatisches Dasein ist als Beispiel gültig! Und unser Dasein erst gibt elementaren Stoff für die kommende Bühne. Wir stehen an den Quellen des Lebens, wenn wir sie trüben, trüben wir den Strom, der alle künstlerischen Bewegungen treibt.

Das Theater ist schlecht? Es ist unschuldig. Das Theater ist nie lebensunmittelbar. Das Theater ist immer eine verspätete Aussage über das, was es vorfand. Wir sind die Entscheidung. Unser Dasein — wir können dieses Hochgefühl nicht tief genug in unser Selbstbewußtsein einatmen! — unser Dasein ist die Stätte, auf der alle Szenen sich abspielen, deren Zuschauer die werdenden Jahrhunderte sind.

Diese heldische Einsicht stellt uns vor das Wort Spinozas, das er in seiner Ethik prägt: Der freie

Mensch denkt an nichts weniger als an den Tod, und seine Weisheit besteht im Nachdenken über das Leben und nicht über den Tod. Und so lassen wir alle Trauerspiele und Schauspiele weit hinter uns, verbrüdern uns nicht mit historischem Ballast, sondern wenn wir Hilfe brauchen, stehen wir zu den großen Unsterblichen, damit wir nicht die Bewegungen in der Welt nur weitergeben und verbreitern, sondern damit wir uns bemühen, mit diesen unvergänglichen Gestalten eine Gleichheit zu erleben, dem Leben Gestalt zu geben, indem wir uns zur Gestaltung verpflichteten.

Das Leben ist größer, tyrannischer, gewaltiger denn je, wir sind am Leben, wir sind die Helden dieser Tragödie! Jeder Schritt ist Peripetie und jeder Handgriff ist Handlung und untersteht der Dynamik des tragischen Gerichts. Die Staatsaktion der Welt ruht in unseren Händen! Es gibt keine Flucht! Wir stehen auf der Szene!

Begriff des Bürgers

Ein Gespräch zwischen Adolf Hitler und Hanns Johst

Ich: Immer stärker fühlt sich der Bürger im romantischen Begriff der Ruhe, seiner Ruhe bedrängt. So mögen Sie, Herr Reichskanzler, die offene Frage erlauben: Welche Stellung nehmen Sie dem Bürger gegenüber ein?

Reichskanzler Adolf Hitler: Ich glaube, wir tun gut, den Begriff des Bürgerlichen zunächst einmal aus seiner unklaren Vieldeutigkeit zu lösen und uns eindeutig über das, was wir unter Bürger begreifen, zu verständigen. Ich brauche nur den Staatsbürger und den Spießbürger zu erwähnen, um zwei Arten dieser Gattung zu charakterisieren.

Ich: Sie meinen: Der Staatsbürger ist der Mann, der sich so oder so politisch zu dem Staat stellt und bekennt, und der Spießbürger ist der Typ, der sich aus lauter Sorge um seine friedliche Existenz unpolitisch nennt und philiströs nach der bekannten Methode des Vogels Strauß den Kopf in den Sand steckt, um nicht Augenzeuge politischer Zustände sein zu müssen?

Reichskanzler Adolf Hitler: Gerade das meine ich. Ein Teil der bürgerlichen Welt und bürgerlichen Weltanschauung liebt es, als völlig

uninteressiert am politischen Leben angesprochen zu werden. Er ist auf dem Vorkriegsstandpunkt stehengeblieben, daß die Politik jenseits seines gewohnten, gesellschaftlichen Lebens ihre eigenen Daseinsformen hat, und daß sie von einer dafür engagierten oder prädestinierten Kaste ausgeübt werden müsse. Er will sie gern vom Stammtisch her, vom bloßen Stimmungsgerede und vom persönlichen Interesse her zur Kritik ziehen, aber er will keinerlei repräsentative, öffentliche Verantwortung übernehmen. Meine Bewegung nun als Wille und Sehnsucht erfaßt in allem das ganze Volk. Sie faßt Deutschland als Körperschaft auf, als einen einzigen Organismus. Es gibt in diesem organischen Wesen keine Verantwortungslosigkeit, keine einzige Zelle, die nicht mit ihrer Existenz für das Wohlergehen und Wohlbefinden der Gesamtheit verantwortlich wäre.

Es gibt also in meiner Anschauung nicht den geringsten Raum für den unpolitischen Menschen. Jeder Deutsche, ob er will oder nicht, ist durch seine Eingeburt in das deutsche Schicksal, durch sein Dasein repräsentative Daseinsform eben dieses Deutschlands. Ich hebe mit diesem Grundsatz jeden Klassenkampf aus den Angeln und sage mit ihm gleichzeitig jedem Kastengeist und Klassenbewußtsein den Kampf an.

Ich: Sie dulden also keinerlei Flucht in das Private, und der Bürger spielt sich gern als Privatmann auf? Sie zwingen jedermann in die Stellung eines Staatsbürgers?

Reichskanzler Adolf Hitler: Ich kenne keine Drückebergerei vor dem Entscheid! Ein jeder Deutsche muß wissen, was er will! Und muß für diesen seinen Willen geradestehen!

Seit 1914 stehe ich mit meinem Leben im Kampf. Zunächst als Soldat, blindgehorsam der militärischen Führung. Als 1918 diese Führung sich aus der Machtsphäre des Befehls ausschalten ließ, prüfte ich die neue politische Befehlsstelle und erkannte in ihr das wahre Gesicht des Marxismus. Mein Kampf gegen die Politik dieser Theorie und ihrer Praxis begann.

Ich: Sie fanden marxistische Parteien vor und bürgerliche Indifferenz. Man zählte Sie zu dem bürgerlichen Flügel der Rechten.

Reichskanzler Adolf Hitler: Diese Einwertung meiner Lebensarbeit beherbergt zwei Fehler. Meine ganze Energie setzte sich von Anfang an für Überwindung der parteilichen Staatsführung ein, und zweitens — doch das ergibt sich logischerweise von selbst aus dem Ursprung meiner Erhebung — bin ich niemals unter dem Aspekt des Bürgerlichen zu verstehen.

Im Streit der Parteien hat sich herausgestellt, daß unter falschen Fahnen diskutiert wird. Es ist nämlich falsch, daß die bürgerlichen Parteien Arbeitgeber geworden sind, und daß die Marxisten sich Proleten und Arbeitnehmer heißen. Es gibt ebensoviel Proleten unter den Arbeitgebern, als es bürgerliche Elemente unter den Arbeitnehmern gibt.

Die „Bürger" verteidigen angeblich im Begriff

des Vaterlandes einen Besitz, einen kapitalistischen Wert. Vom Marxismus her gesehen also ist Vaterlandsliebe nicht dumm, sondern Profitgier des Kapitals. Die Internationalität des Marxismus anderseits wird vom Bürger her als Spekulation auf eine Weltwirtschaft angesprochen, in der es nur noch staatliche Verwaltung und kein privates Vermögen mehr gibt.

Dieser Trennung des Volkes in Interessengegnerschaft geht der Bürger nun aus dem Wege, stellt sich hinter den flachen und geschäftigen Optimismus seiner Tagespresse und läßt sich von ihr „unpolitisch" unterrichten. Dieser Unterricht erfolgt sehr geschickt ganz nach dem Geschmack Seiner Majestät Zipfelmütze, friedliebend und friedlich. Man geht Schritt für Schritt zurück. Der Kompromiß schafft immer wieder Zündstoffe aus der Welt, zumindest aus der Welt des Augenscheinlichen, und das Ende, das Ende ist eine politische Angelegenheit in weiter Ferne, die man auf sich beruhen läßt — eben um des lieben Friedens willen. Daß dieser Friede gar kein Friede war, sondern eine tägliche Niederlage, ein täglicher Sieg des bewußt politischen Marxismus, für diese Erkenntnis kämpfe der Nationalsozialismus.

Der Nationalsozialismus nimmt aus jedem der zwei Lager die reine Idee für sich. Aus dem Lager der bürgerlichen Tradition: die nationale Entschlossenheit, und aus dem Materialismus der marxistischen Lehre: den lebendigen, schöpferischen Sozialismus.

Volksgemeinschaft: das heißt Gemeinschaft aller wirkenden Arbeit, das heißt Einheit aller Lebensinteressen, das heißt Überwindung von privatem Bürgertum und gewerkschaftlich-mechanisch-organisierter Masse, das heißt die unbedingte Gleichung von Einzelschicksal und Nation, von Individuum und Volk.

Ich weiß, der liberale Bürgersinn ist in Deutschland sehr ausgeprägt, der Bürger lehnt das öffentliche Leben ab, er hat eine tiefe Abneigung gegen die Straße. Gibt er dieser Neigung länger nach, zerstört dies öffentliche Leben, die Straße, das Ideal seiner vier Wände.

Der Angriff ist in solchem Fall die beste Verteidigung.

Ich bin nicht verantwortlich für die Tatsache, daß 1918 die Straße die Befehlszentrale des deutschen Staates besetzte. Das Bürgertum hätte aber den geringsten Anlaß, den Trommler in mir zu beargwöhnen, der die Reveille wirbelt, denn hätte das Bürgertum die Tatsachen der Geschichte verschlafen, so wäre es zu spät erwacht, erwacht in einem politischen Zustand, der Bolschewismus heißt und der zuverlässigste Todfeind des Bürgersinnes ist. Gegen den Bürger als Bourgeois lief die russische Revolution Sturm, und in Deutschland ist die Entscheidungsschlacht dieser Weltanschauung eben gefallen.

Daß ganz Deutschland über den bolschewistischen Imperialismus aufgeklärt ist, daß kein einziger Deutscher sagen kann: ich habe es nicht gewußt,

sondern ihm nur die faule Ausrede verbleibt: ich habe es nicht geglaubt — das ist mein Einsatz und der Grundsatz aller meiner Getreuen immer gewesen.

Ich: Soweit Sie sich unter dem Zwange der Weimarer Verfassung parteimäßig orientieren mußten, nannten Sie Ihre Bewegung aber Nationalsozialistische Arbeiterpartei. Ich meine, Sie gaben damit den Begriff des Arbeiters die größere Ehre vor dem Begriff des Bürgers.

Reichskanzler Adolf Hitler: Ich wählte das Wort Arbeiter, weil es mir meinem ganzen Wesen nach näher lag, und weil ich dieses Wort zurückerobern wollte für die nationale Kraft. Ich wollte und will nicht zulassen, daß der Begriff des Arbeiters einfach internationalen Charakter erhält und vom Bürger her mit einer Art Mißtrauen betrachtet wird. Ich mußte ihn wieder „einbürgern" in die Gewalt der deutschen Sprache und in die Hoheitsrechte und Pflichten des deutschen Volkes. Ebensowenig wie ich dulde, daß der richtig erfaßte und wesentlich verstandene Begriff des Bürgers verunziert wird. Aber dafür zu sorgen halte ich den Bürger für berufen.

Ich: In der Weltanschauung des Nationalsozialismus gibt es also nur Staatsbürger und Arbeiter. Und jedermann ist entweder beides oder er ist keines von beiden und damit eine Drohne des staatlichen Lebens?

Reichskanzler Adolf Hitler: Gewiß, diese Gleichung ist mir wesentlich, denn mit ihr

allein überwinden wir das ganze flache Vokabular von unnötigen Überheblichkeiten, wie sie der Parlamentarismus und der ganze Liberalismus heraufbeschworen haben. Der deutsche Bürger mit der Zipfelmütze muß Staatsbürger werden und der Genosse mit der roten Ballonmütze Volksgenosse. Beide müssen mit ihrem guten Willen den soziologischen Begriff des Arbeiters zu dem Ehrentitel der Arbeit adeln. Dieser Adelsbrief allein vereidigt den Soldaten wie den Bauern, den Kaufmann wie den Akademiker, den Arbeiter wie den Kapitalisten auf die einzig mögliche Blickrichtung aller deutschen Zielstrebigkeiten: auf die Nation.

Erst wenn alles Geschehen der gesamtdeutschen Gemeinschaft auf das Ganze hin geschieht, vermag das Ganze wiederum im Wechselstrom der politischen Wirkungen alle einzelnen Einheiten, Stände und Zustände positiv und produktiv zu führen.

Führung beruht immer auf dem freien und guten Willen der Geführten. Meine Lehre von der Führeridee ist also alles andere, als was sie von den Bolschewisten gern hingestellt wird: die Lehre einer brutalen Diktatur, die über zerstörte Werte des Eigenlebens triumphiert. Und ich stelle daher als Reichskanzler meine Tätigkeit als öffentlicher Volksbildner nicht ein, sondern im Gegenteil, ich benutze alle Mittel des Staates und seiner Macht dazu, mein ganzes Tun und Handeln zu veröffentlichen und zu verlautbaren, um durch diese Offenheit die Öffentlichkeit für jede einzelne Entscheidung meines Staatswillens zu gewinnen durch Beweis und

Überzeugung. Und ich tue das, weil ich an die schöpferische, mitschöpferische Kraft des Volkes glaube.

Ich: Im Volke sehen Sie also, Herr Reichskanzler, den Mythos einer Verschmelzung von Arbeiter und Bürger, so wie Sie im Staat das geschmeidige Instrument des Volkes sehen? Sie sehen — um mich ganz klar auszudrücken — das Instrument des Staates in der Hand des Volkes, und Sie sehen also in Ihrer Kanzlerschaft die Souveränität des Volkes auf den Namen Adolf Hitler geweiht!

Reichskanzler Adolf Hitler: Ich hoffe, daß dieses Zwiegespräch in den weiten Kreisen des Bürgertums aufklärend wirkt. Der Bürger soll sich nicht länger als eine Art Rentner weder der Tradition noch des Kapitals fühlen und durch die marxistische Besitzidee vom Arbeiter getrennt, sondern soll mit offenem Sinn erstreben, als Arbeiter dem Ganzen eingefügt zu werden, denn er ist ja gar nicht Bürger im Sinne jener entstellenden Deutung, durch die er als feindlicher Bruder innerhalb der Volkschaft verhetzt wurde. Er soll seinen klassischen Bürgerstolz auf Staatsbürgertum beziehen und im übrigen sich bescheiden Arbeiter wissen.

Denn alles, was nicht verfiebert zur Arbeit drängt und sich zur Arbeit bekennt, ist im Bereich des Nationalsozialismus zum Absterben verurteilt.
